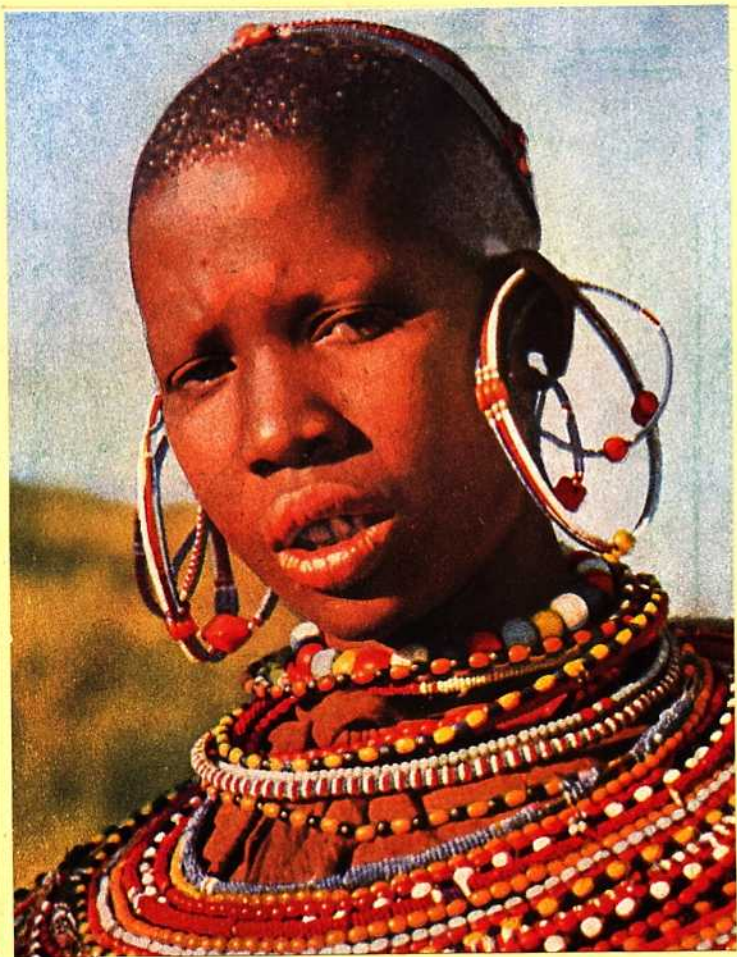


Prof. Dr. Wolfgang Ullrich



**Mit der EXAKTA Varex
unter Löwen und Masai**

Der Dresdner Zoodirektor Prof. Dr. Wolfgang Ullrich nahm auch auf seine letzte Afrika-Expedition zwei ihm unentbehrliche, zuverlässige Dresdnerinnen mit: seine Gattin und seine EXAKTA Varex. Beide Begleiterinnen haben — davon sind wir überzeugt — an der Arbeit des Forschers, am Zustandekommen seiner aufschlußreichen, wertvollen Bildbände und Vorträge einen guten Anteil. Da aber im Titel dieses Büchleins nur die eine Dresdnerin genannt wird, erlauben wir uns, diese Veröffentlichung mit der freundlichen Zustimmung des Verfassers

Frau Ursula Ullrich

zu widmen. Wir geben damit die aufrichtige Anerkennung und den herzlichen Dank, die Prof. Dr. Wolfgang Ullrich gewöhnlich unserer Kamera zollt, mit aller Hochachtung an seine Mitarbeiterin und Gattin zurück. Sie kann es am besten bestätigen, welche Strapazen mit einer solchen Afrika-Expedition verbunden sind, und für das, was die Kamera dabei über sich ergehen lassen mußte, machte sich freundlicherweise Prof. Dr. Wolfgang Ullrich selbst zum Sprecher:

„Monatelang ist meine EXAKTA Varex mit dem feinen Lavastaub des ostafrikanischen Hochlandes förmlich überschüttet worden, denn ich saß auf allen Safaris, die mich kreuz und quer durch Ostafrika führten, im offenen Gepäckraum des Landrovers. Die EXAKTA Varex lag stets schußbereit und deshalb auch ungeschützt auf meinem Schoß. Sie hat alle Strapazen gut überstanden. Ihr haben die beachtlichen Schwankungen der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit nichts ausgemacht. Ihr schadete weder die Steppenhitze noch die Urwaldfeuchtigkeit — sogar den Lavastaub des Kilimandscharo-Hochlandes schluckte sie ohne Beschwerden. Meine EXAKTA Varex ließ mich nie im Stich; denn Zuverlässigkeit trotz größter Strapazen ist einer ihrer Vorzüge.“

Und zu unserer großen Freude konnten wir diese Kamera unmittelbar nach der geschilderten Bewährungsprobe ohne jede Überholung auf unserem Leipziger Messestand zur Schau stellen. Weder die innere Funktion noch das äußere Aussehen waren irgendwie beeinträchtigt — eine großartige Beweisführung für das über die EXAKTA Varex ausgesprochene Urteil. Herrn Prof. Dr. Wolfgang Ullrich aber danken wir ganz besonders für seinen Erfahrungsbericht, und wir wünschen seiner gesamten Arbeit auch weiterhin den verdienten vollen Erfolg.

IHAGEE KAMERAWERK AG I.V.



Die Dornbuschsteppen des ostafrikanischen Hochlandes sind auch heute noch die wildreichsten Gebiete unserer Erde. Zwei Schwarzfersenantilopen äugen zu unserem Wagen herüber.

Mit der EXAKTA Varex unter Löwen und Masai

1. Mit der EXAKTA Varex in Staub und Tropenhitze

Im Juni und Juli 1955 und vom Oktober 1956 bis Januar 1957 befand ich mich auf Safari in Ostafrika. Ich bereiste die Urwälder des Meru, eines der höchsten Vulkane Tanganyikas, und die weiten Steppengebiete, die sich rund um den Kilimandscharo ausbreiten, das Hochland der Riesenkrater bedecken und sich bis zum Viktoriasee ausdehnen. Aus dem ostafrikanischen Hochland, westlich vom Kilimandscharo, erhebt sich der Meru in einer Höhe von 4560 Metern. Den höchsten Gipfel dieses Vulkans bildet der westlichste, der am besten erhaltene Teil der Umrandung des 4 Kilometer breiten Kraters. Der Einbruch des östlichen

Kraterrandes ist auf eine große Explosion zurückzuführen. Am Fuße der Einbruchstelle liegen Trümmerfelder, in die mehrere abflußlose Seen eingebettet sind. Der größte dieser Seen ist der Momellasee, der eine Fläche von 4 Quadratkilometern bedeckt. Die letzte Eruption des Meru fand im Jahre 1910 statt.

Die Äquatornähe des Meru bedingt, daß es jährlich zwei Regenzeiten gibt: die kleine Regenzeit vom Oktober bis zum Dezember, deren Niederschläge vorwiegend als Gewitterschauer auftreten, und die große Regenzeit, meist mit langandauernden Niederschlägen, vom März bis zum Mai. Die Niederschlagsmengen sind im Gebiet des ostafrikanischen Hochlandes verhältnismäßig gering. Große Flächen Tanganyikas haben einen Jahresniederschlag von weniger als 750 Millimetern, wogegen im Kongobecken, das auf gleicher geographischer Breite liegt, die doppelte Menge gemessen wird. Die hohen ostafrikanischen Vulkane ragen jedoch während des Nordsummers über die Zone der ablandigen, daher trockenen äquatorialen Westwinde hinaus. Sie reichen sogar durch die passatischen Ostwinde hindurch bis in die darüberlagernden Westwinde, was zur Niederschlagsbildung führt. So erhalten Meru und Kilimandscharo während des ganzen Jahres Feuchtigkeit, die sie umgebenden Steppen und Savannen aber nur während der Regenzeit. Die Grenze des ewigen Schnees liegt auf dem Kilimandscharo in 4800 Meter Höhe; der Gipfel des Meru trägt nur selten und sehr kurzfristig Rauheif oder Schnee.

In Ostafrika werden die Straßen eingeteilt in gepflasterte, teils auch asphaltierte regensichere Kunststraßen (in Tanganyika 600 Kilometer), in Allwetterstraßen, die einen festen Unterbau haben, aber während der großen Regenzeit oft nur mit Ketten befahrbar sind, und in die unbefestigten Fahrwege, die unseren Feldwegen entsprechen und nur während der Trockenzeit befahren werden können.

Meine Fotoausrüstung bestand aus zwei EXAKTA-Varex-Kameras mit folgenden Objektiven: Flektogon 2,8/35, Tessar 2,8/50, Biotar 2/58, Triotar 4/135, Sonnar 2,8/180, Sonnar 4/300. In den Steppengebieten, deren Böden besonders in der Nähe der Vulkane zum größten Teil aus verwitterter Lava bestehen, einem Staub, der feiner als Mehl ist, waren Kameras und Objektiv diesem Staub täglich viele Stunden ausgesetzt. In den Bergwäldern des Meru wirkten Feuchtigkeit und der erhebliche Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht — am Tage steigt die Temperatur bis 40 °C, nachts fällt sie bis 3 °C — auf meine Apparate ein. Die Kameras und Objektiv haben diese Strapazen ohne Schaden überstanden und mich nie im Stich gelassen.

Nur mit geländegängigen Kraftwagen ist es in der Trockenzeit möglich, durch die Steppe zu fahren. Von den Masai wurden wir überall herzlich begrüßt.



2. Sonnenlicht und schwarze Menschen

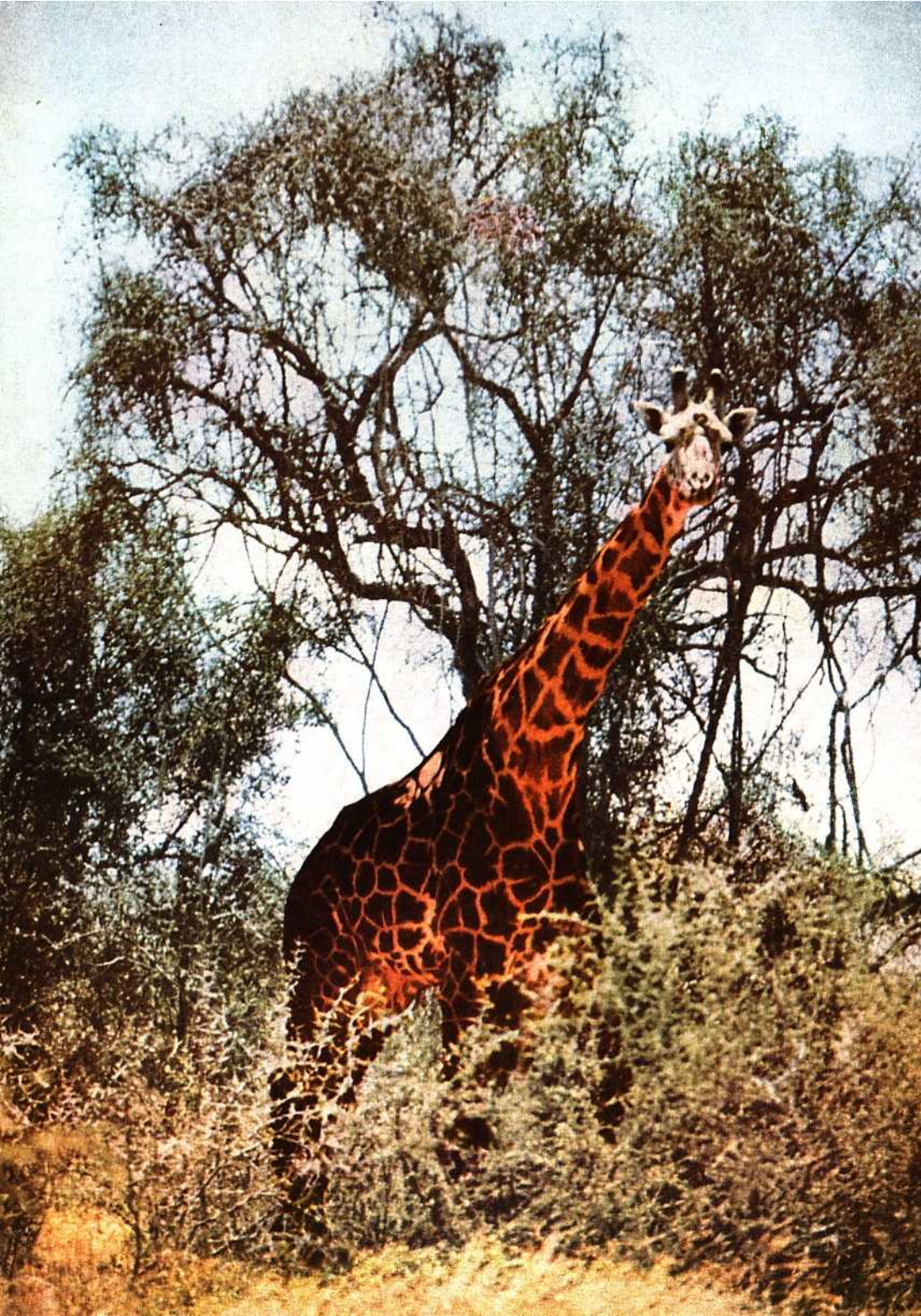
Die in Afrika von mir am meisten benutzten Belichtungszeiten bei Verwendung von 16° DIN Colorfilm waren 1/100 bis 1/250 sec mit Blende 5,6. Es ist falsch anzunehmen, daß die Tropensonne ein starkes Abblenden und kurze Belichtungszeiten verlangt. Die günstigsten Lichtverhältnisse sind vormittags von 8.30 bis 11 Uhr und nachmittags von 15 bis 17.30 Uhr. Da Ostafrika unter dem Äquator liegt, beginnt der Tag um 6 Uhr und endet um 18 Uhr. Während der Mittagszeit scheint die Sonne senkrecht auf das Land hernieder. Die Farben verblassen, und auf den Objektiven liegen tiefe Schatten, die ohne Blitz kaum aufgehellt werden können. Die Abendsonne bringt starke Rottönung, während die Morgensonne grell und fahl ist. Auch während der Trockenzeiten befinden sich meist Wolken am Himmel, so daß oft ein für den Farbfilm günstiges diffuses Sonnenlicht vorhanden ist. Bei dem starken Einfluß, den die Farben der Landschaft auf die Belichtung ausüben — grellgelbe Steppe, dunkelgrüne Büsche, rote Erde usw. —, ist es unbedingt erforderlich, wenigstens in der ersten Zeit einen Belichtungsmesser zu benutzen. Dabei muß jedoch beachtet werden, daß die Einwirkung des hellen Himmels zu hohe Lichtwerte auf dem Belichtungsmesser erscheinen lassen kann, die zu einer Unterbelichtung führen. Viele Objekte, besonders die Neger, aber auch Tiere (Elefanten, Nashörner, Flußpferde usw.) sind sehr dunkel, und es ist schwierig, eine Belichtungszeit zu finden, die das Objekt gut durchgezeichnet auf dem Bild erscheinen läßt und ein Überblenden durch die helle Umgebung verhindert.

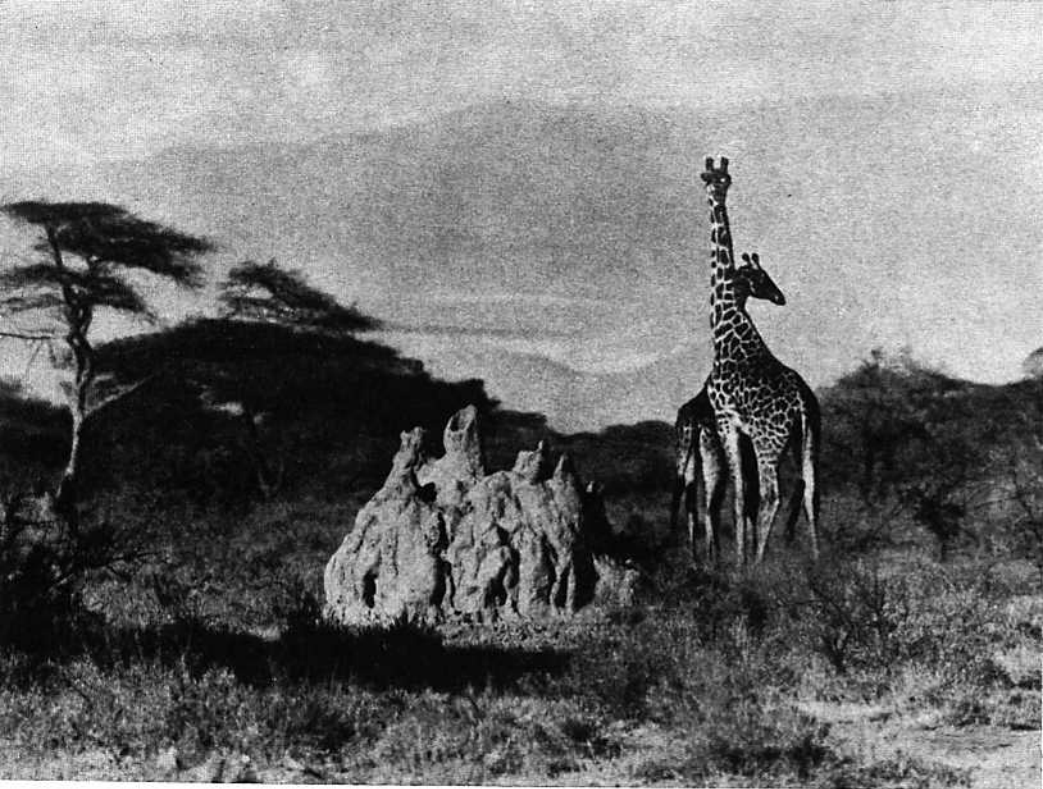
In Tanganyika, das eine Fläche von 940 000 Quadratkilometern bedeckt, also fast doppelt so groß ist wie Frankreich, leben nach der Zählung im Februar 1948 7 383 080 Afrikaner verschiedener Stammes- und Volkzugehörigkeit, 44 248 Inder, 2006 Goanesen (indisches Mischvolk aus Goa, von der Westküste Vorderindiens), 11 074 Araber, 10 648 Europäer und 2284 verschiedene andere Nichteinheimische. Es leben also auf dem Quadratkilometer 8 Einwohner. Im Jahre 1956 belief sich die Gesamtbevölkerung von Tanganyika auf 8 456 000.

Als Verkehrssprache wird in ganz Ostafrika das Kisuaheli gesprochen, die Sprache der Suaheli, eines Mischvolkes, das aus Arabern, Hamiten und Bantu hervorgegangen ist.

Bewohner des weiten Steppenlandes sind die Masai, die um 1840 vom oberen Nil kommend nach Ostafrika vordrangen. Sie gehören der

Eines der eindrucksvollsten Erlebnisse ist es, den langhalsigen Riesen, den Giraffen, in freier Wildbahn zu begegnen.





Weil sich Giraffen von Blättern und Zweigen ernähren, bewohnen sie die Obstgartensteppen. Die Termitenhügel (Bildmitte) sind überall im ostafrikanischen Hochland zu finden.

hamitischen Völkergruppe an und zeichnen sich gegenüber den Negern durch schlanken Körperbau, schmalen Schädel und bräunliche Hautfarbe aus. Als Viehzüchter sind sie Nomaden. Mit ihren Herden ziehen sie durch die Steppen und schlagen dort ihr Lager auf, wo sie Wasser finden. Die Hütte besteht aus einem Geflecht von Zweigen, das ursprünglich mit Tierhäuten behängt wurde, heute aber mit einem Gemisch aus Kuhmist und Lehm beworfen wird. Die Hauptnahrung der Masai besteht aus Milch und Blut. Zu einer quarkigen Masse vermischt, wird der Brei leicht angesäuert genossen. Das Fleisch der Rinder wird meist nur dann gegessen, wenn ein Tier eines natürlichen Todes gestorben ist. In Tanganyika wird die Zahl der Masai auf 60 000 geschätzt. In Kenya leben weitere 70 000 Masai. Die riesigen Herden der Masai vermehren sich von Jahr zu Jahr. Sie gehören einer kleinen Stammesaristokratie, die ihren Viehbestand nur äußerst extensiv nutzt. Die Masai leben noch



Aus Ästen, Kuhmist und Lehm bauen die eigentlichen Herren der Steppe, die Masai, ihre Hütten in der Nähe von Wasserstellen.

in einer Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung, in der das Vieh weitgehend eine Verkörperung des persönlichen Reichtums darstellt und den Charakter von Geld trägt. Die großen Rinderherden, die während der Trockenzeit ihren Hunger an Büschen und an der Rinde von Bäumen stillen, tragen mit zur Versteppung des Landes bei, und zwar vor allem dadurch, daß sie die dünne Grasnarbe zertrampeln und damit den Boden der schützenden Pflanzendecke berauben.

Über 90 Prozent der auf Farmen oder in Betrieben arbeitenden Afrikaner sind ungelernete Arbeiter. Die Möglichkeiten, die in Tanganyika, aber auch im übrigen Ostafrika dem Neger geboten werden, einen Beruf zu erlernen, sind sehr gering. Etwa drei Viertel der einheimischen Jugend sind auch heute noch Analphabeten. Während die Stärke eines Bevölkerungsjahrganges in ganz Britisch-Ostafrika (Kenya, Uganda und Tanganyika) etwa 400 000 beträgt, umfaßt ein Jahrgang der Elementar-

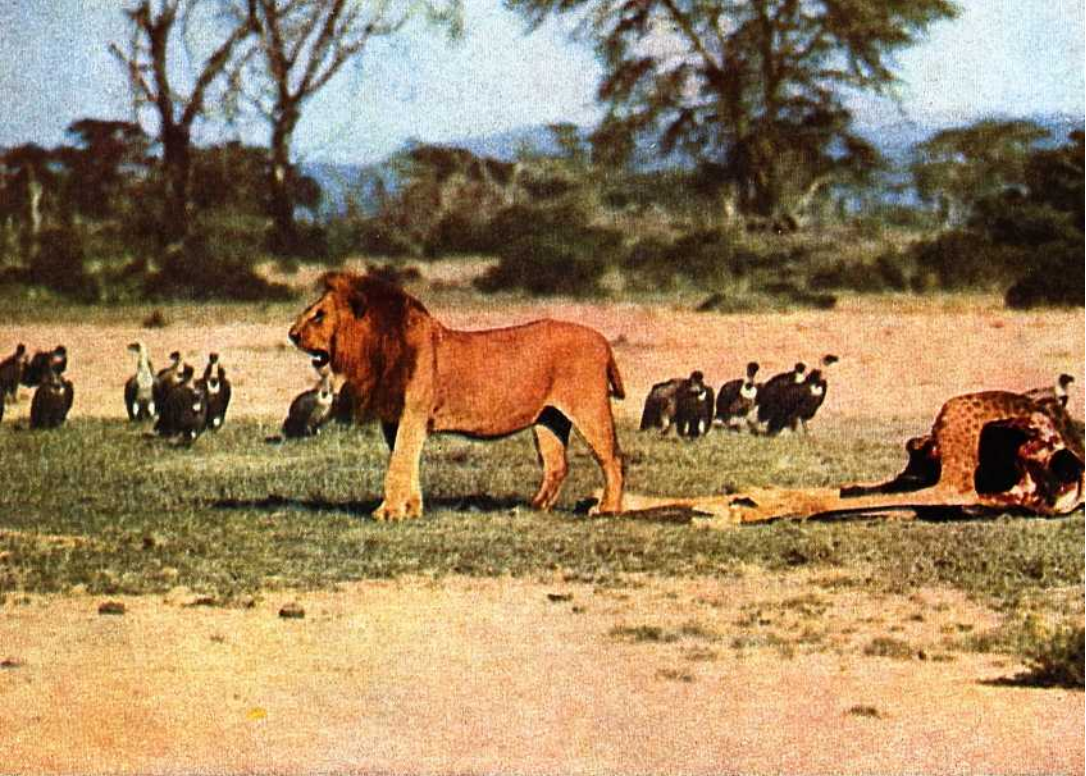
schule, wiederum auf ganz Britisch-Ostafrika bezogen, ungefähr 100 000 Schüler. Schon aus diesen Zahlen ergibt sich der Umfang des Analphabetentums.

Dort, wo die Eingeborenen häufig mit Touristen zusammentreffen, haben sie sich an die Kamera gewöhnt, verlangen aber meist hohe Trinkgelder. Die besten Aufnahmen konnte ich von den Masai machen, die fern der Zivilisation lebten. Wir schlugen unser Zelt in der Nähe ihres Krals auf, und nach einigen Tagen schlossen sie mit uns Freundschaft. Sehr bald benahmen sie sich ganz ungezwungen und beachteten die Kameras nicht mehr. Große Freude bereitete es allen Eingeborenen, wenn ich es ihnen gestattete, durch den Sucher der Kamera zu schauen. Oft nahm ich ihnen so die Scheu vor der Kamera. Am schwierigsten gestaltete sich das Fotografieren von Säuglingen und Kindern. Meist erhielt ich als Antwort, wenn ich fragte, ob ich die Kinder aufnehmen dürfe: „Die sind noch zu klein.“ Wir konnten auch diese Bedenken zerstreuen, wenn wir Fotografien von unseren Kindern oder von Negerkindern zeigten. Jedoch muß man den Eingeborenen erst erklären, was auf dem Bild zu sehen ist, muß Augen, Ohren, Mund zeigen, ehe sie erkennen, daß die Fotografie einen Menschen darstellt.

3. In den Wildschutzgebieten

Große Teile der Gebiete, die während der Trockenheit vom Wild aufgesucht werden, sind zu National-Parks, zu Wild-Reservaten oder zu National-Reservaten erklärt worden. In den National-Parks ist das Jagen und Beunruhigen des Wildes verboten. Die meisten National-Parks dürfen nur mit Autos befahren werden. Auch das Abweichen von den Straßen ist meist untersagt. Zelte dürfen nur an dafür bestimmten Plätzen aufgeschlagen werden. In den Parks sind Camps, die aus einigen festen Hütten bestehen, vorhanden. Dort kann man gegen ein geringes Entgelt übernachten. Auch für den Besuch der National-Parks wird ein Eintrittsgeld erhoben. Unter der Anleitung eines Weißen arbeiten Eingeborene als Wildhüter in den Parks. Auch die Wild-Reservate sind Schutzgebiete, in denen nicht gejagt werden darf. In einigen Reservaten werden aber den Eingeborenen Zugeständnisse gemacht. Die Masai dürfen in solchen Gebieten ihre Rinderherden auf die Weiden führen. Wenn das Wild die Felder der Eingeborenen verwüestet oder deren Herden durch Raubtiere bedroht werden, ist das Jagen — also zum Schutze des Besitzes und zur Bestreitung des Lebensunterhaltes — gestattet. Ein

Eines Morgens überraschten wir Löwen am Riß. Sie hatten eine Giraffe geschlagen und ließen sich bei ihrem Mahle nicht stören, obwohl wir bis auf 8 Meter an sie heranfuhrten.



völliger Schutz der Tiere ist in Wild-Reservaten nicht möglich. Langsam verdrängen die Herden der Eingeborenen das Wild und zerstören den Pflanzenwuchs. Das National-Reservat unterscheidet sich kaum von dem Wild-Reservat, es steht jedoch unter der Kontrolle der National-Park-Treuhänder. Ich habe auf meiner Reise den Nairobi-National-Park und das Amboseli-National-Reservat besucht. Der Nairobi-National-Park wurde 1946 gegründet. Er umfaßt 146 Quadratkilometer und liegt unmittelbar vor den Toren von Nairobi. Als beliebtes Ausflugsziel vieler Touristen kann er mit einem Kraftwagen in 20 Minuten erreicht werden. Man trifft in ihm Giraffen, Zebras, Thomson- und Grantgazellen, Gnus, Hartebeest, Impalas und andere Antilopen, Strauße, Löwen, Geparden, Schakale und Hyänen an. In einem kleinen Hippopfuhl kann man eine Flußpferdfamilie und Panzerechsen sehen. Nashörner und Elefanten fehlen. Alle Tiere sind überaus zutraulich. Mit dem Auto kann man sich ihnen oft bis auf 10 Meter nähern. In einer besonders schönen Landschaft, am Fuße des Kilimandscharo, liegt das Amboseli-National-Reservat. Es wurde 1948 gegründet und ist 2590 Quadratkilometer groß. Neben den bereits für den Nairobi-National-Park genannten Tieren findet man dort Kaffernbüffel, Elenantilopen, Giraffengazellen, Wasserböcke, Kudus, Oryxantilopen, Nashörner, Elefanten und Leoparden. Die Löwen sind hier besonders neugierig und kommen nachts nahe an die Zeltplätze heran. Nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang darf das Camp nicht verlassen werden. Im Park befindet sich auch ein Flugplatz. Für jede Landung eines Flugzeuges, das nicht mehr als fünf Personen enthält, werden 20 Shilling erhoben.

Eines der wildreichsten Gebiete Ostafrikas ist der Serengeti-National-Park. In ihm liegt auch der Ngorongoro-Krater. Allein der Krater enthält durchschnittlich 40000 Stück Wild in etwa 30 Arten. Zusammen mit der Serengeti-Steppe wird die Zahl des Wildes auf 1 Million geschätzt. In diesem Zusammenhang sei auch die jährliche Abschufziffer für Ostafrika genannt. Mit Jagdschein werden je Jahr etwa 14000 Stück Wild geschossen. Dazu kommt jedoch die bedeutend höhere Zahl der gewilderten Tiere. Sie beträgt das Zehnfache: jährlich 140000. Diese Zahlen beweisen, wie dringend notwendig der Schutz des Wildes in Ostafrika ist.

Das Fotografieren von Elefanten, Nashörnern und Löwen ist in Afrika leichter als das Fotografieren von Rehen und Hirschen in unserer Heimat. Sehr schwierig ist es dagegen, Giraffengazellen, Kudus, Zwergantilopen, Leoparden und andere scheue Tiere vor die Kamera zu bekommen. Am leichtesten lassen sich Tiere in den National-Parks fotografieren. Hier ist das Wild an Kraftwagen und Menschen gewöhnt. Die Tiere stehen nur wenige Meter von den in fast allen National-Parks für den



Viele Afrikaner wohnen in primitiven Hütten in den Außenbezirken der Städte. Dieser Fleischerladen für Afrikaner befindet sich in Arusha.

Touristenverkehr erbauten Rasthütten entfernt. Man kann sich den meisten von ihnen auf wenige Meter nähern, ohne daß sie fliehen. Auch in den National-Parks und Reservaten aber wechselt der Wildbestand im Jahreslauf. Die beste Zeit für Wildaufnahmen ist die Trockenzeit, die im Gebiete des Kilimandscharos zwischen Juni und September liegt. In dieser Zeit versammelt sich das Wild in der Nähe der Flüsse und ist gezwungen, zu den wenigen noch verbliebenen Wasserstellen zu kommen. Während der Regenzeit findet das Wild überall Wasser und ist deshalb auch über weite Gebiete verteilt. Man muß dann lange suchen, ehe man es findet. Ein Kraftwagen ist bei Fotosafaris unentbehrlich, denn es sind oft große Entfernungen zu überwinden, um in die wildreichen Gebiete zu kommen.

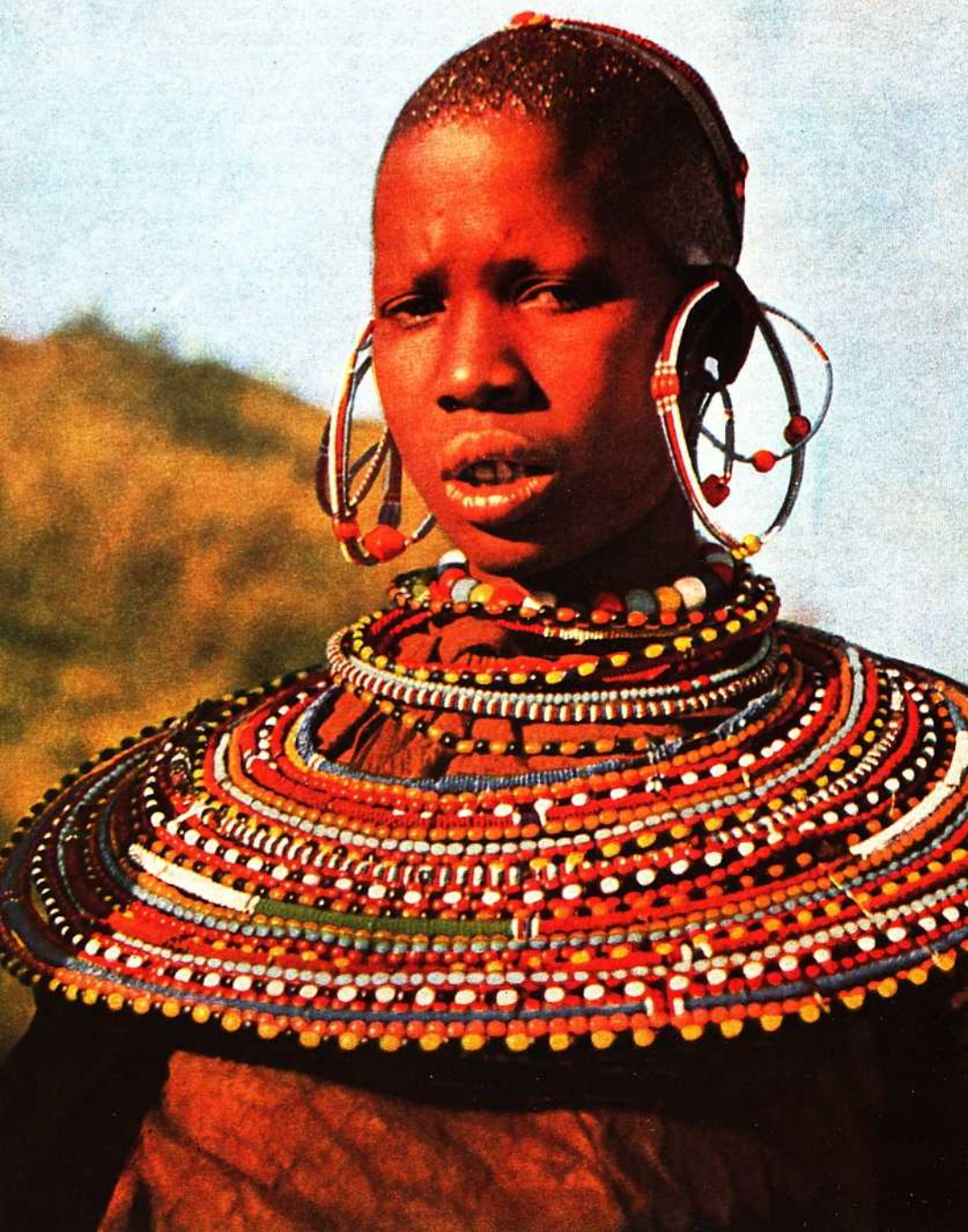
Es ist notwendig, daß auch der Tierfotograf gewisse Regeln des Verhaltens der in freier Wildbahn lebenden Tiere gegenüber dem Menschen

kennt. Bevor ich diese Grundregeln des Verhaltens näher erläutere, möchte ich an dieser Stelle einige Begegnungen mit Wildtieren schildern, wie ich sie in meinem Tagebuch während der zweiten Ostafrika-reise festgehalten habe. Diese Aufzeichnungen geben auch ein gutes Bild von den Schwierigkeiten, mit denen der Tierfotograf in Afrika rechnen muß.

Ein Erlebnis, aber auch eine Strapaze war die Fahrt in den Ngorongoro-Krater. Über 30 Kilometer muß man auf dem Kraterrand entlangfahren, ehe sich der Weg langsam in großen Serpentinaen zum Grund des Kraters hinabzieht.

Der Weg wird immer schlechter. Manchmal versinkt der Landrover bis zu den Achsen in Staublöchern. Der braune, mehlig-e Staub wird in dicken Wolken aufgewirbelt und pudert alles ein, die Kameras und uns. Wir sehen bald wie die Masai aus, die sich mit roter Erdfarbe das Gesicht eingerieben haben. Ich sitze im Laderaum des Landrovers auf einem kleinen Feldstuhl. Die ständigen Erschütterungen hält das Stühlchen jedoch nicht ab. Die Leinwand reißt, und ich breche mit meinem Notsitz zusammen. Aus unseren Pullovern und Jacken baue ich mir eine neue Sitzgelegenheit. Jedes Staublöchl, jede Bodenwelle, jeden Bocksprung, den unser Wagen macht, registriere ich mit einem blauen Fleck auf meinem „Hinterrücken“. Weit in den Weg hineinragende Zweige, oft mit langen spitzen Dornen, schlagen in den Wagen hinein. Schnell versucht man, diesen überraschenden Peitschenhieben zu entgehen, und stößt sich dabei mit Sicherheit an einem der Eisenrohre, über die eine Zeltbahn als Dach gespannt ist. Der Staub versetzt den Atem, kitzelt die Schleimhäute der Nase, lockt einen Niesreiz hervor. Man gibt sich ganz dem Genuß hin, den Staub, der in die Nase eingedrungen ist, mit einem Trompetenstoß wieder hinauszubefördern, und achtet dabei natürlich nicht auf den großen Stein, der auf dem Wege liegt. Ein Ruck, ein Stoß, und Kameras, Stativ und Filmtasche rollen durcheinander, von einer Schwade Staub dick eingepudert. Immer muß man schußbereit sein. An jeder Straßenbiegung kann ein Büffel, ein Elefant, eine Pavianherde stehen. Deshalb muß die Kamera auf dem Schoß liegen, muß ein Teleobjektiv an der EXAKTA Varex sitzen und der Belichtungsmesser griffbereit an einem Kettchen auf der Brust hängen. Vergeblich versucht man, die Objektive vor dem Staub zu schützen. Der Staub ist der größte Feind der Fotografie in Afrika. Mit der Zeit entwickelt man artistische Leistungen. Während das Auto über Stock und Stein springt, wechselt man Filme aus, putzt die Objektive und zieht

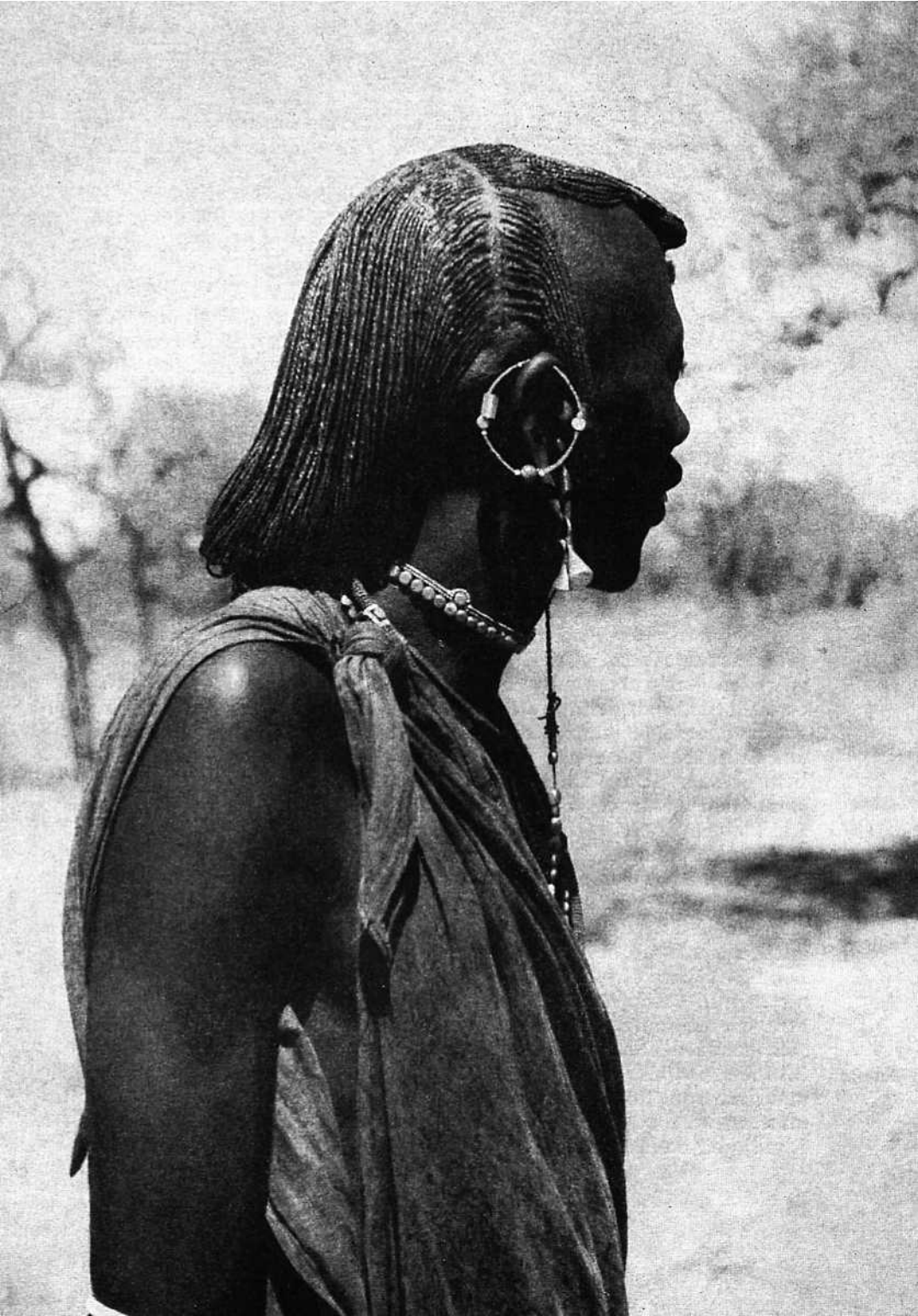
Der Tanzschmuck der Warushamädchen besteht aus bunten Perlenketten.



das Federwerk der Schmalfilmkamera auf. Immer schußbereit zu sein, ist die Hauptsache, wenn man gute Großwildaufnahmen in freier Wildbahn machen will. Je tiefer wir in den Krater hinabfahren, um so lichter wird der Nebelwald. Bald geht er in einen Schirmakazienhain über, und schließlich empfängt uns die weite Grassteppe, in der nur an den Wasserlöchern Büsche und Bäume stehen. Gnus und Zebras weiden in der Steppe. Eine Herde Elenantilopen taucht auf, ergreift aber die Flucht, ehe wir uns ihr auf Fotografierdistanz genähert haben. Es ist verwunderlich, wie verschieden das Verhalten der Tiere gegenüber Menschen und Autos ist. Während wir in der Serengeti-Steppe kaum auf 80 Meter an die Zebras herankamen, können wir sie hier im Ngorongoro-Krater aus einer Entfernung von 40 Metern filmen und fotografieren. Es stört sie auch nicht, wenn wir den Wagen verlassen. Sie schauen uns nur einen kurzen Augenblick an und äsen dann weiter. Ein Zebrafohlen trinkt am Gesäuge der Mutter. Der Fluchtabstand zwischen Tier und Mensch hängt offensichtlich zum größten Teil von der Erfahrung ab, die das Tier mit dem Menschen gemacht hat, und von der Gewöhnung. Der Ngorongoro-Krater wird, da er verhältnismäßig bequem zu erreichen ist, viel häufiger von Safaris besucht als die Serengeti-Steppe. Die Tiere sind also den Anblick von Auto und Mensch gewöhnt, während das Wild in der Serengeti-Steppe nicht täglich auf Menschen stößt. Überraschend ist aber die Scheu der Elenantilopen. Sind sie in der Nähe der weniger scheuen Gnus oder Zebras, so werden sie auch nicht so zeitig flüchten, wie es geschieht, wenn sie nur unter Artgenossen sind. Am Manyarasee waren die Gnus besonders ängstlich. Im Krater lassen sie uns auf 30 Meter herankommen. Wenn wir am Manyarasee Büffel fotografierten, so achteten wir immer darauf, ob Gnus in der Nähe waren, denn die voreilige Flucht der Gnus veranlaßte auch die Büffel, das Weite zu suchen.

Fern an der Kraterwand stehen sechs Nashörner. Auch eine Nashornmutter mit einem neugeborenen Kalb ist dabei. Einer dieser Dickhäuter steht wenige Meter von einer Masai-Viehherde entfernt, und Gnus weiden sogar zwischen dem Vieh. Nur die Löwen sind seltener geworden, seitdem die Masai im Krater ihr Vieh weiden, denn die Masai sind auch heute noch der Feind des Löwen. In den letzten Tagen sind Löwen in der Nähe des Camps auf dem Kraterrand gesehen worden. Gestern hat eine Löwin einem Boy im Camp einen furchtbaren Schreck eingejagt. Ein Besucher hatte seinen Wagen in die Garage gefahren.

Die Frisur der Masaikrieger ist ein kunstvolles Gebilde. Viele hundert Zöpfchen vereinen sich zu einem dicken „Mozartzopf“ auf dem Rücken der Krieger.



Der eingeborene Boy wollte die Tür schließen, machte aber einen großen Sprung zur Seite, denn hinter der Garagentür stand eine Löwin. Langsam trottete die große Raubkatze davon.

Leider können wir den Nashörnern keinen Besuch abstatten, denn für den Heimweg benötigen wir mindestens vier Stunden, und um 6 Uhr müssen wir wieder im Camp sein. In den National-Parks darf zwischen abends 6 Uhr und morgens 6 Uhr kein Auto fahren.

Wieder geht es durch den staubigen Akazienwald. Wieder werden wir von oben bis unten mit Lavastaub überschüttet. Erst als wir die Zone des Nebelwaldes erreichen, wird der Boden wieder feuchter und die Fahrt im offenen Landrover angenehmer. Wir halten Ausschau nach Kaffernbüffeln. Leider vergeblich. Ganz in der Ferne, nur noch als graue Punkte zu erkennen, steht eine Elefantenherde, aber Büffel sehen wir nicht. Ursula, meine Frau, prophezeit uns scherzhaft an der nächsten Wegbiegung einen starken Büffelbullen, ganz nah an der Straße.

Kaum haben wir die nächste Wegbiegung hinter uns, als wir, keine 30 Meter vom Straßenrand entfernt, einen mächtigen Büffel stehen sehen. Wir springen aus dem Wagen und reißen die Fotoapparate an die Augen. Der Büffel ist so nah, daß sein Körper den ganzen Ausschnitt des Suchers unserer EXAKTAs ausfüllt. Leider steht er im Schatten. Aber die Wiese hinter ihm ist von der Sonne beschienen, und so hebt sich der gewaltige Bursche als Schattenriß von dem hellen Hintergrund ab. Er äst und bewegt sich dabei auf ein gut beleuchtetes Wiesenstück zu. Wir warten mit schußbereiten Kameras, bis er dieses Stück erreicht hat. Aber der alte Herr nimmt sich Zeit. Er ist sicher der Großvater vieler Büffelkälber, die auf dem Kraterrand leben. Zentimeter um Zentimeter nähert er sich der sonnenbeschiedenen Fläche. Plötzlich, er steht schon am Rande des Schattens, hebt er sein schweres Haupt und schaut uns an. Schon glänzt das feuchte Maul in der Sonne. Die kleinen Augen blicken aus einer Kruste von Schlamm heraus unverwandt auf uns. Madenhacker sitzen auf seinem Rücken. So steht er minutenlang. Dann aber schnaubt er laut, dreht sich blitzschnell um und stampft davon. Ich erwische ihn mit der Filmkamera noch einmal, als er über die von der untergehenden Sonne beschienene Waldwiese rennt, kurz bevor er hinter Bäumen verschwindet.

Die Uhr rückt auf sechs, als wir zum Camp zurückfahren. Einen Kilometer vom Camp entfernt steht auf einem Hügel, der sich neben der Straße erhebt, sich als Schattenriß deutlich gegen den Horizont abzeichnend, ein Elefant. Wir springen aus dem Wagen, um dieses schöne Bild festzuhalten. Der Elefant sieht uns, stellt die Ohren ab, trompetet und greift an. Rolf, unser landeskundiger Führer, ruft: „Schnell, wir müssen fort, ehe der Elefant die Straße erreicht!“ Noch einmal Schnappschuß, und dann klettern wir hastig in den Wagen. Schon kommt der



Im Licht der untergehenden Sonne ziehen Impala-Antilopen an unserem Steppenlager vorüber zur Tränke.

Elefant den kleinen Abhang herunter. Er ist keine 40 Meter von der Straße entfernt. Rolf gibt Vollgas, denn an ein Umkehren ist nicht zu denken. Der Weg ist zu schmal, und neben ihm fällt die Kraterwand steil ab. Auf der anderen Seite des Weges aber erhebt sich der Hang, den jetzt der Elefant in schnellem Schritt herabkommt. Das Auto springt über Schlaglöcher, der Staub wirbelt auf, und dann haben wir es geschafft. Der Elefant erreicht wenige Meter hinter uns die Straße. Wir atmen auf. Das ist noch einmal gut gegangen. Rolf bittet uns, in Zukunft vorsichtiger zu sein und nicht noch im letzten Augenblick zu fotografieren, wenn er schon zum Rückzug aufgerufen hat.

4. Fata Morgana

Am nächsten Morgen ist das ganze Camp in dichten Nebel gehüllt. Ein feiner Sprühregen geht nieder. Es ist empfindlich kalt. Wir frieren

wie die Schneider und sind sehr froh, daß wir unsere Pullover mitgenommen haben. Der Boy bringt uns heißen Tee und dicken Haferflockenbrei. Gestärkt, aber immer noch fröstelnd, steigen wir in den Wagen. Der Nebel ist so dicht, daß wir nur langsam vorankommen. Als wir die Straße erreichen, die zur Serengeti hinabführt, lichtet sich der Nebel, und vor uns liegt, von Bergen umsäumt, die große, gelbe Serengeti-Steppe. Steil fällt die Straße zur Ebene ab. Im Schnecken-tempo fahren wir über eine Stunde lang die abschüssige Straße hinab. Der Motor heult, das Wasser im Kühler kocht. Die Sonne brennt auf den Wagen herab. Staub wirbelt auf und hüllt uns ein. Die Lippen werden welk, und wenn die Zunge sie mit Speichel anfeuchtet, hat der Staub im nächsten Augenblick an den Lippenrändern eine Kruste gebildet. Ein Nashorn steht etwa 100 Meter von der Straße entfernt zwischen Dornbüschen. Straße sage ich; eigentlich ist es nur ein Feldweg, eine Radspur, die mitunter zu tiefen Furchen ausgefahren ist. Endlich nimmt uns die weite Steppe auf, und sie nimmt uns auch gefangen. Die Hügel weichen immer mehr zurück. So weit das Auge reicht, ist nichts als Gras zu sehen, gelbes Gras. Von dieser Unendlichkeit wird man in Bann geschlagen; man möchte nicht sprechen, möchte nur schauen und nach irgendeiner Erhebung des Bodens suchen, nach einem Hügel, nach einem Baum oder Strauch. Immer höher steigt die Sonne. Die Steppe strahlt die Hitze zurück, die Luft beginnt zu flimmern, und der Horizont beginnt zu glänzen, zu spiegeln, wird zum riesigen See. Fata Morgana zaubert uns Landschaften vor, die es hier nicht gibt. Sie zerrt die wenigen Bäume in die Länge, läßt ihre Wipfel in der Luft schweben, schneidet ihnen den Stamm weg und malt Berge in den sonnengleißenden Himmel, die keine Verbindung zur Erde mehr haben. Wir sind eingefangen von der heißen, dünnen, öden Steppe, die wir trotzdem so lieben. Rolf läßt Wasser in den Kühler gießen und Öl nachfüllen. „Jetzt kommt der tiefe Sand. Hoffentlich bleiben wir nicht stecken“, sagt Rolf. Während der nächsten Stunden sehen wir keinen Baum, keinen Dornbusch, nur Steppe, deren Gras unmittelbar über dem Boden abgebrochen und vom Wild abgefressen ist. Die Räder des Wagens versinken tief im mehligen Staub, aber es gelingt Rolf immer wieder, aus diesem „Staubsumpf“ herauszukommen. Der Motor keucht. Das Wasser kocht. Jetzt können wir nicht halten, nur weiter, immer weiter, sonst versacken wir im Sand. Außerdem drängen uns die Wolken, die sich am Himmel zusammenziehen, zur Eile. Wenn uns in der Serengeti-Steppe ein Regen überrascht, stecken wir unweigerlich fest. Die letzte Safari kam in einen Regen; der nur zwei Stunden dauerte. Danach war der Staub in einen Morast verwandelt, die Räder rutschten, die Ketten halfen nicht. Fünf Tage saß die Safari in der Serengeti gefangen, ehe sie weiterfahren konnte. Dieses Schicksal soll uns nicht



Uns zu Ehren tanzten die Masai.

ereilen. Nun beginnt ein Wettrennen mit dem Regen. Immer dunkler wird es am Horizont. Lange, nebelartige Streifen, die von den Wolken zur Erde herabhängen, zeigen mit Sicherheit an, daß es dort regnet. Jetzt taucht auch wieder Wild auf. Thomsongazellen ziehen zu Tausenden durch die Steppe. Spielerisch springen sie ab, wenn wir uns ihnen nähern. Wie Flöhe hüpfen sie über die Ebene. Ein herrlicher Anblick. Es macht ihnen anscheinend viel Freude, so über die Steppe zu schnellen, und diese Freude überträgt sich auf uns. Wir feuern sie an, klatschen in die Hände und sind glücklich. Ein leichter Regenschauer geht hernieder. Wir haben den Rand der Schlechtwetterfront gestreift. „Fisi“, ruft der Boy hinter mir. Wahrhaftig, Hyänen 50 Meter vor uns. Nein, nicht nur Hyänen, auch Hyänenhunde, die gefährlichen Räuber der Steppe, die das Wild zu Tode hetzen und ihm noch bei lebendigem Leibe das Fleisch aus dem Körper reißen, sind dabei. Sie liegen im Gras. Wir zählen 25 Hyänenhunde und 2 Hyänen. Sie liegen müde neben den Resten ihrer Beute: eine kleine Thomsongazelle ist den Räubern zum

Opfer gefallen. Keine 20 Meter sind sie vom Wagen entfernt. Es erweist sich jetzt als sehr nützlich, daß der Wagen keine Türen hat. Weit kann ich mich hinausbeugen und gute Aufnahmen machen. Sie gähnen, stehen auf, kommen näher, bis auf fünf Meter an unseren Wagen heran. Das Auto ist von einer Horde neugierig schnüffelnder Hyänenhunde umgeben. Sie werden immer dreister. Ursula ahmt das Klagen eines Hundes nach. Die Hyänenhunde stellen ihre großen Lauscher ab und glotzen uns fragend an. Wahrscheinlich sind wir eine angenehme Abwechslung in ihrem gesättigten Dasein. Sie fallen spielerisch übereinander her. Wie unartige Lausejungen kommt mir diese Gesellschaft vor. Die Hyänen sind nicht so zutraulich. Sie halten sich im Hintergrund. Einen ganzen EXAKTA-Film schieße ich auf die Kerle ab, 40 Bilder nur für Hyänenhunde. Einer kommt so nahe zum Wagen, daß ich ihn streicheln könnte, wenn ich mich weit hinausbeugte. Aber ich lasse es lieber sein, denn das Gebiß dieser Räuber ist messerscharf. Wir rufen unseren Fotomodellen ein lautes „Auf Wiedersehen!“ zu. Sie schauen uns nur gelangweilt nach, als wir davonfahren.

5. Wildtier und Fotojäger

Für das menschliche Auge ist es besonders während der Mittagszeit schwer, Wild auszumachen. Die Luft ist stark erhitzt und flimmert. Außerdem ist sie mit Lavastaub angefüllt, der durch den Wind und durch die Hufe der Tiere aufgewirbelt wird. Bei dem fast senkrechten Stand der Sonne sind die Schatten klein. Die Landschaft wirkt flach, fast kulissenhaft. Entfernungen sind schwer zu schätzen. Zu dieser Tageszeit sah ich oft Fata Morgana. Einmal hatte ich den Eindruck, vor einem riesigen flachen See zu stehen, durch den eine Gnuherde watete. Bei jedem Schritt der Tiere sah ich deutlich das Wasser aufspritzen. Die spiegelnde Schicht konnte nur wenige Zentimeter über dem Boden liegen. Das Aufspritzen des Wassers wurde durch das Hineintauchen des Fußes der Tiere in diese Schicht, die das Bein verzerrt spiegelte, hervorgezaubert. In Wirklichkeit liefen die Gnus über eine trockene, kahle Fläche.

Die meisten Antilopen suchen während der Mittagszeit den Schatten der Schirmmakazien auf, wo sie sich niederlegen und wiederkäuen. Es fiel mir auf, daß die Weißbartgnus auch während der heißen Tageszeit in der offenen Steppe bleiben. Mit hängenden Köpfen stehen sie, müde blinzelnd, in kleinen Trupps und lassen sich die Sonne auf das Fell brennen. Die Steppe wird überall von Wildwechseln durchzogen.

Der Distriktshäuptling trägt als Zeichen seiner Würde einen Hut.



Der Zebrawechsel ist durchschnittlich 20 Zentimeter breit, der Nashornwechsel 40 Zentimeter und der Wechsel der Elefanten 60 Zentimeter. Teils sind es ganz alte Pfade, die bestimmt seit vielen Jahren, vielleicht Jahrzehnten begangen werden, denn sie sind oft zu tiefen Furchen ausgetreten. Diese Wechsel führen, soweit ich das nachprüfen konnte, immer zu bestimmten, für das Tier wichtigen Orten. Sie werden auch meist zu bestimmten Tageszeiten begangen. Die Zebras benutzten die Wechsel abends, wenn sie zur Tränke gingen oder wenn sie die Grassteppe, in der sie während der frühen Vormittagsstunden geäst hatten, verließen und in die Obstgartensteppe zogen, wo sie sich während der Mittagszeit aufhielten. Dort schwärmten sie dann wieder aus und hielten sich dabei genauso wenig an Wechsel wie in der Grassteppe während der Futteraufnahme. Am Spätnachmittag kehrten sie dann auf den Wechseln zur Grassteppe zurück, verteilten sich hier und zogen in der Dämmerung auf Wechseln zur Tränke, von der sie nach Einbruch der Dunkelheit wieder in die Grassteppe zurückkehrten. Dort verbrachten sie die Nacht.

Der Mensch hat für jedes Wildtier Feindbedeutung. Das Tier flieht, wenn sich der Mensch ihm nähert. Die Entfernung, auf der sich der Mensch dem Wildtier nähern kann, die Fluchtdistanz, ist von der Tierart und von der Erfahrung abhängig, die das Individuum mit dem Menschen gemacht hat. Im allgemeinen kann festgestellt werden, daß die Fluchtdistanz in einem direkten Verhältnis zur Körpergröße der Tierart steht. Je größer die Art, desto größer ist auch die Fluchtdistanz. Die Antilopen haben also eine größere Fluchtdistanz als die Eidechsen. Außerdem ist die Fluchtdistanz gegenüber Kraftwagen geringer als gegenüber Menschen. Deshalb kommt der Kamerajäger im Kraftwagen näher an das Wild heran als zu Fuß. In oft von Jagdsafaris besuchten Gebieten hat das Wild mit Menschen und Kraftwagen schlechte Erfahrungen gesammelt, also ist dort auch der Fluchtabstand bedeutend größer als in Naturschutzparks, in denen nicht gejagt wird und die häufig von Touristen befahren werden. Auch fliehen Herdentiere, die sich aus irgendeinem Grund von der Herde getrennt haben, bei größerer Fluchtdistanz als ihre Artgenossen, die im Herdenverband leben. Die Fluchtdistanz der meisten großen Pflanzenfresser der Steppe liegt in Jagdgebieten bei 80 bis 150 Metern, in Naturschutzparks bei 40 bis 90 Metern. Ausnahmen bilden in den oft besuchten Naturschutzparks die Löwen, Nashörner und Elefanten. Da der Mensch in den Natur-

Während des Tanzes preisen die Masaimädchen im Stegreifgesang die Heldentaten der jungen Krieger. Die Messingdrahtspiralen an den Armen gehören zu dem typischen Schmuck der Masai.



schutzparks für sie die Feindbedeutung verloren hat, leben diese Tiere wieder im „paradiesischen Zustand“. Es gibt dort für dieses wehrhafte Wild überhaupt keine Feinde, und wenn ihnen ein Lebewesen zu nahe kommt, vertreiben sie es durch Drohen und Angriff. So kann man in Naturschutzparks Löwen, Nashörner und Elefanten aus 10 bis 20 Meter Entfernung fotografieren, ohne daß sich diese Tiere um die Anwesenheit des Menschen kümmern. Oft schliefen die Löwen ruhig weiter, während wir mit unserem Kraftwagen unmittelbar vor ihnen standen und fotografierten. Bei dem wehrhaften Großwild muß man also mit dem Angriff statt mit der Flucht rechnen. Wie stark sich auch hierbei die Gewöhnung an den Menschen auf das Verhalten der Tiere auswirkt, erfuhr ich im Amboseli-National-Reservat am Fuße des Kilimandscharo. Dieses Reservat ist durch die große Zahl der Nashörner bekannt, die in ihm leben. Da das Reservat schnell und gut von Nairobi und Arusha aus zu erreichen ist, weil die Kap-Kairo-Straße an dem Amboseli-Reservat vorüberführt, wird es oft besucht. Ein Teil des Gebietes jedoch wird seltener befahren, weil dort weniger Wild zu finden und das Gelände durch einen Sumpf getrennt ist, in dessen Schilfgürtel sich viele Tiere tagsüber zurückziehen. Die Nashörner, die in diesem Teil leben, dulden eine Annäherung nur auf 50 bis 60 Meter und sind sehr aggressiv, während die Nashörner in dem häufig befahrenen Gebiet uns auf 10 bis 15 Meter herankommen ließen, ohne uns zu beachten. In letzter Zeit ist besonders durch Veröffentlichungen in illustrierten Zeitschriften beim Lesen dieser Aufsätze der Eindruck erweckt worden, als gäbe es das dunkle Afrika, das Wildparadies, nicht mehr, als wäre Afrika zivilisiert und würde seine Menschen und Tiere nur noch den Touristen für gutes Geld in Reservaten gezähmt und dressiert vorführen. Diese Darstellung trifft zumindest für Ostafrika nicht zu. Wohl besteht heute die Möglichkeit, auf gepflegten Straßen mit einem normalen Personenkraftwagen durch ganz Afrika hindurchzufahren, jenseits dieser Straßen aber dehnen sich weite Steppengebiete und riesige Urwälder aus, die nur selten, oft jahrelang gar nicht von Weißen betreten werden. Wer also das Abenteuer in tropischer Wildnis sucht, wird es auch heute noch in Afrika finden. Es wäre jedoch wünschenswert, wenn die Großwildjäger, die, um dieses Abenteuer zu suchen, nach Afrika reisen, ihr Gewehr mit der Kamera vertauschten. Sie werden bei der Jagd mit der Kamera dasselbe Jagdfieber erleben.

Herausgeber: Ihagee Kamerawerk AG i. V., 8016 Dresden
Farbklichschees: G. Rebner & Co., 701 Leipzig
Druck: Förster & Borries KG, 95 Zwickau, III-29-1 Ag 091-70-008-65
Titelentwurf: Herbert Gerhardt, Dresden

Sämtliche Aufnahmen wurden von Prof. Dr. Wolfgang Ullrich mit der EXAKTA Varex hergestellt

IHAGEE KAMERAWERK AG i.V., 8016 DRESDEN